

Aggressive Persiflage

Kultur, Kindeswohl und homosexuelle Fortpflanzung / Von Professor Dr. Gerhard Amendt

Vor etwa dreißig Jahren war die Frage nach der Entstehung von Homosexualität ein Thema politisch-neugieriger Selbstaufklärung. Es gab eine Neugier, die zumindest so selbstverständlich war wie der Wunsch zu wissen, warum jemand zum Neurotiker wird oder zum Fetischisten oder warum Frauen die Männlichkeit überbewertend und Männer die Weiblichkeit abwertend idealisieren. Oder warum Personen beziehungsgeleitet sind und ihre anfängliche Liebe oftmals unter gegenseitigen Kränkungen zerfällt.

Über die Entstehung von Homosexualität gab es im wesentlichen zwei wissenschaftliche Erklärungsmuster. Sie haben auch noch Geltung, werden inzwischen aber durch eine subkulturelle Selbstdeutung ergänzt. Die eine Strömung gab sich eher naturwissenschaftlich, die andere stützte sich auf die Erkenntnisse von Familientherapie und Psychoanalyse oder machte Anleihen bei ihnen. Die naturwissenschaftliche Erklärung deutete Homosexualität im wesentlichen als eine „Entgleisung“. Ein hormoneller Mangel während der Schwangerschaft galt als Weiche zur Homosexualität. In dieser Tradition würde man sich heute eher nach genetischen Besonderheiten umsehen. Damals entstand auch der Plan, alle Schwangeren gegen das vermutete Hormondefizit zu impfen. Diese Interpretation war für viele Homosexuelle kränkend, denn ihr sexuelles Begehren wurde damit einer pathologischen endokrinalogischen Entwicklung zugeschrieben. Was ihnen angeboten wurde, war die Akzeptanz als Kranke.

Als jedoch Dekonstruktivismus und homosexuelle Lobbygruppen im Jahre 1973 die American Psychiatry Association (APA) heimsuchten, wurde dort per Abstimmung förmlich entschieden, daß Homosexualität ab sofort keine psychische Störung mehr darstelle und deshalb aus dem Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM) zu streichen sei. Wer sich dieser politischen Entscheidung widersetze, wurde zur Strafe mit der Diagnose „Homophobie“ belegt. Daran hat sich bis heute nicht viel geändert. Es ist gewissermaßen berufspolitisch verboten, Homosexualität als Krankheit zu diagnostizieren und sie unter diesem Aspekt zu erforschen, während umgekehrt Homosexuelle als pathologisch gelten, wenn sie das Ergebnis ihrer psychosexuellen Entwicklung als nicht beglückend erleben können. Als therapiebedürftig gilt jetzt der Homosexuelle, der über seine gleichgeschlechtliche Neigung unglücklich ist.

Das andere Prinzip zur Erklärung homosexueller Geschlechtsidentität bezieht sich auf den Nachweis von Besonderheiten in der Familienstruktur. Im Mittelpunkt dieser Betrachtungsweise stehen gewisse Formen einer psychisch dominanten und wenig abgegrenzten Mütterlichkeit sowie, parallel dazu, einer schwachen, unterwerfungsbereiten Väterlichkeit. Dabei steht die Konfliktanalyse im Mittelpunkt, die Geschlechteridentität aus den Besonderheiten familiärer Psychodynamik und Beziehungsstrukturen ableitet. Darauf hinzuweisen bedeutet allerdings heute wie vor 20 Jahren, ein heißes Eisen anzufassen; ein Eisen, das zwar nicht in der Hölle geschmiedet ist, wohl aber aus dem zeitgenössischen Hexenkessel der *political correctness* stammt.

Kollektiver Freispruch der Frauen

Die familienorientierte Erklärung weist insofern eine bemerkenswerte Besonderheit auf, als sie die Mutter als Zentralfigur bei der Entstehung von Homosexualität ausmacht. Diese Sichtweise kollidiert unabweislich mit jener neueren Ideologie, der zufolge Frauen grundsätzlich nicht mit den destruktiven Seiten des Zivilisationsprozesses in Verbindung gebracht werden sollen. Also auch nicht mit der Entstehung von Homosexualität.

Daß nach meinen Erfahrungen die meisten Männer diesen kollektiven Freispruch der Frauen von Geschichtsmächtigkeit und Machtausübung akzeptieren, einen Freispruch, der ihnen als Kollektiv die volle und ausschließliche Verantwortung für die moderne Geschichte aufbürdet, scheint mir auf die angedeutete männliche Selbstidealisation und die idealisierende Unterschätzung der Frauen hinzuweisen. Es könnte sich hier um eine männliche Selbstidealisation handeln, die durch die Frauen unterstützt wird. Denn wenn Frauen an den destruktiven Seiten der Geschichte keinen Anteil haben sollen, dann bleiben als bewegendes Moment von Geschichte nur die Männer. Diese verkörpern dann zu Recht die Ursache des Elends dieser Welt.

Frauen drücken dieses Verständnis von Geschichte meist „seitenverkehrt“ aus: Das Negativ der kritisierten männlichen Allmacht spiegelt sich im Mythos vom universellen weiblichen Opferstatus. Die männliche Selbstidealisation besteht darin, daß der Mann sich mit der vermeintlich unbeschränkten Macht identifiziert, die ihm nachgesagt wird und die die Voraussetzung dafür bietet, daß Männer Frauen universell unterwerfen können. Nun ist das eine ebenso verführerische wie wirklichkeitsferne Illusion. Trotzdem scheint der noch weitgehend als negatives Privileg gedachte „Täterstatus“ den meisten Männern nachhaltig zu schmeicheln. Das ist der Grund, weshalb übersehen werden konnte, daß die psychisch dominante Mutter vom passiv duldbaren Vater im alltäglichen Familienarrangement aktiv unterstützt wird.

Die Erklärung der Homosexualität aus einer bestimmten Familiendynamik, gewissermaßen als Kindheitsrückfall, war und ist noch schwerer zu akzeptieren als der „hormonale Anomalieverdacht“. Die unbe-

wußte enttäuscht-aggressive Identifizierung mit dem Weiblichen stand dem so sehr im Weg, daß Homosexuelle, aber nicht nur sie, einen familienpsychologischen Hintergrund der Entstehung der Homosexualität nicht anerkennen konnten.

Nicht wenige Homosexuelle scheinen heute ein drittes Modell der Homosexualitätsgenese zu bevorzugen, eines, das ohne eine psychogenetische oder andere kindergeschichtliche Annahmen auskommt. Die Herausbildung von Identität soll bewußt vermieden werden, damit in der Pubertät die Adaption von vielen Identitäten verfügbar ist. Ihr Theorem hat zum Beispiel für die Pädagogik zur Folge, daß gerade für Jungen eine „nichtidentitäre“ Sozialisation angestrebt wird. Triviale Vorstellungen vom Prozeß der Subjektwerdung wie diese finden sich in Veröffentlichungen sowohl des Deutschen Jugendinstituts als auch der Heinrich-Böll-Stiftung, die der Partei Bündnis 90/Die Grünen nahesteht.

Die anfängliche Neugier am Psychischen erschöpfte sich in den siebziger Jahren nicht zuletzt deshalb, weil Antworten auf die Frage nach der Entstehung und Entwicklung von Sexualität nicht in jener scheinbaren Widerspruchslosigkeit zu haben sind, mit der es etwa der Werbung gelingt, Müllentsorgung wie auch alles andere mit sexuellem Begehren in einen mild getönten, reizvollen Zusammenhang zu bringen. Die anfängliche Neugier ist an den (bösen) Überraschungen gescheitert, die aufzudecken war. Das Resultat: Sie hat einem Laissez-faire des subkulturellen Alltagshandelns Platz gemacht. Die unmerklich eingeübten Praktiken gipfeln derzeit in einigen homosexuellen Milieus in der Forderung nach homosexueller Fortpflanzung und Adoption als einer Form von alternativer Elternschaft.

Für die Frage, ob Homosexualität als ein subkultureller Lebensstil zu betrachten ist, sind die beiden erstgenannten Theorien über die Entstehung von Homosexualität weitgehend ohne Belang. Auch andere Gruppen organisieren ihr Liebesleben, ohne Fragen nach der Psychogenese ihrer Vorlieben beantworten zu müssen. Das Recht auf Privatheit und der Schutz vor Diskriminierung gelten auch für homosexuelle Subkulturen. Daran ist selbst dann noch festzuhalten, wenn dadurch der Blick auf die kindliche, von sanfter Gewalt durchsetzte leidvolle Psychogenese von Homosexualität getrübt wird oder sie gänzlich aus dem Blick gerät.

Allerdings gibt es einen Kulturstandard, der für alle Personen gilt und der nicht verletzt werden darf. So sind die Grenzen der Liberalisierung dann erreicht, wenn die Schranken zwischen den Generationen durch Überschreitung aufgehoben, Kinder beschädigt und die wesentlichen Elemente der Generationenfolge in Frage gestellt werden. Das von einigen Homosexuellen leidenschaftlich beanspruchte Recht auf homosexuelle Fortpflanzung und Elternschaft ist mithin legitimationsbedürftig und keineswegs ein disponibles Element einer spaßgesellschaftlichen interpretierten Kultur – zumal sich in den vergangenen Jahrzehnten ein intensiver Diskurs über Mißbrauch an Kindern entwickelt hat und die neuen Techniken der Menschenproduktion und die Eugenik heute einer ethischen Begründungspflicht unterliegen, in deren Zentrum die moralische Verantwortung für die tiefgreifenden Folgen jeder Modifikation von Zeugung und Elternschaft steht. Zu diskutieren sind die Folgen neuer Elternarrangements wie Leihmutterschaft, heterologes Besamung, Mutter- und Vaterschaftswechsel zwischen homosexuellen Frauen, Geschlechterselektion und genetische Kindesoptimierung für die Kinder, die aus solchen Arrangements verkehrt, weil unwiderruflich ursprungsmanipuliert, hervor-

gehen. Es stimmt bedenklich, wenn Homosexuelle sich dieser ethischen Pflicht entziehen und lediglich merken, daß die Mehrheit den Kinderschutz immer dann entdecken, wenn es darum geht, Minderheiten bestimmte „Rechte“ vorzuenthalten und deren Lebensqualität zu bescheiden. Wer sich der ethischen Begründungspflicht entzieht, verkennt entweder die Tragweite des Diskurses oder formuliert politisch folgenreiche technische Visionen auf der Basis eines pathologischen Narzißmus, der nur sich selbst und niemanden sonst kennt und der deshalb unfähig ist, über Kindeswohl und Kultur zu reden.

Was eine Gesellschaft mit ihrem Verständnis von Elternschaft und Kindeswohl für vereinbar hält, regeln Traditionen und die jeweils geltenden Gesetze. Zum Beispiel widerspricht es unserem Verständnis und unserer Tradition von Mutterschaft und Kindeswohl, daß Frauen sich als Leihmütter verkaufen oder als Gebärmä-

nen eingekauft werden und vertragsgemäß die Neugeborenen nach der Geburt aussetzen. Leihmutterschaft ist deshalb nicht nur verboten, sie wird allgemein als abartig und unethisch empfunden.

Niemand spricht in modernen Gesellschaften anderen die Wahl ihrer Lebensformen ab. Sie werden täglich neu geschaffen und verschwinden ebenso schnell wie die wechselnden Moden in den Kaufhäusern. Aber ob wir homosexuelle Fortpflan-

nen begehen, Homosexuelle hätten so viel Liebe zu verschenken. Ginge es nach solchen Zuordnungen, dann müßte man auch Pädophilen den Wunsch nach sexuellen Handlungen mit Kindern erfüllen. Denn auch sie führen ihre überreiche Liebe zu Kindern ins Feld! Doch der wissenschaftliche und therapeutische Diskurs über das Kindeswohl hat gezeigt, daß viele Formen erwachsener Liebe für Kinder schädlich sind. Und vor allem haben mehr

chen sozialpsychologischen und soziologischen Aspekte zurücktreten müssen.

Welche Auswirkungen hat die besondere Geschlechtsidentität der homosexuellen Mutter für einen Jungen, der aus einer besamend verlaufenden homosexuellen Fortpflanzung hervorgeht? Er wird jenseits aller individuellen Besonderheiten grundsätzlich mit einer Frau aufwachsen, deren Weiblichkeit von unbewußter Angst und von der Abwendung vom Männlichen, also dem Körper, dem Penis und seinen Symbolisierungen, beherrscht wird. Der Sohn wird zwangsläufig in ihr all das auslösen, was sie am Männlichen schwer erträgt, was sie verleugnet und abwertet und was auf der Beziehungsebene als diffuses Unbehagen auftaucht. Je älter er wird, desto mehr verkörpert der Sohn all das, was die Mutter mit der Besamung umgehen wollte. Ganz zu schweigen davon, daß der Samen als der Repräsentant des Vaters ihres Sohnes verleugnet wird.

Wie geht die Mutter später damit um, wenn ihr Sohn Erektionen hat, wenn er sich in sie verliebt und seine Zärtlichkeit und seine sexuellen Phantasien sich auf sie richten, wenn er nach dem Vater fragt und wenn er vor allem den Weg zum Vater als dem Repräsentanten des Männlichen sucht? Auch der kleine Sohn hat den Penis, der für die Mutter das angst machende Männliche symbolisiert und es auch wirklich ist. Den Glanz im Auge der Mutter, der seine Männlichkeit weckt, wird er wohl nie sehen. Seine Kindheit könnte deshalb eher eine alltägliche Konfrontation mit angstbesetzter Ablehnung des Männlichen sein, welche die Mutter in endlosen Wiederholungen an ihn heranträgt. Was an ihm männlich ist, kann sie bedrohen. Empathie für den Sohn kann deshalb hier nur schwerlich entstehen.

Nun gibt es Untersuchungen, die nachweisen sollen, daß diese angedeuteten Belastungen des Kindes nicht eintreten und daß homosexuell fortpflanzende Elternschaft nicht nur gleich „gut“, sondern mitunter sogar „besser“ ist als tradierte Elternschaft. Die Frage ist, was wird hier wie gemessen? Als exemplarisch für dieses methodologische Problem kann eine Untersuchung über die Auswirkungen pädophiler Erfahrungen von Jugendlichen gelten, die im Sinne von „advocacy research“ nachweisen sollte, daß diese Erfahrungen unschädlich seien. Der holländische Autor Edward Brongersma hat von Pädophilen mißbrauchte Kinder gefragt, ob sie an diesen Erfahrungen leiden würden. Weil sie nein sagten, schloß er auf die Kindwohlverträglichkeit der Pädophilie.

Nun wissen wir aber aus der Therapie mit sexuell mißbrauchten, daß die Identifikation mit dem Angreifer ein häufiges Symptom unter Geschädigten ist. Die Geschädigten verteidigen und beschützen ihre Schädiger, was für den Außenstehenden erst einmal ziemlich unverständlich ist. Sie leiden zwar, aber sie weigern sich, ihr Leid mit Handlungen des geliebten Schädigers in Verbindung zu bringen. Lieber erklären sie sich selbst für schuldig und zuständig für die Tat.

Nun könnte man dem Argument von der eingeschränkten Empathiefähigkeit der homosexuellen Frau gegenüber ihrem Sohn als dem Repräsentanten des Männlichen mit der Feststellung begegnen, daß auch heterosexuelle Frauen Probleme mit ihren Söhnen und deren Männlichkeit haben können. Das ist richtig; aber der Unterschied besteht darin, daß letztere fähig sind, ihre problematischen Beziehungsaspekte zu bearbeiten, und zwar deshalb, weil sie auf Probleme, die sie mit ihrem Sohn haben, ihrerseits selber stoßen oder von anderen darauf hingewiesen werden oder weil sie kein Leid sie bekümmert. Diese Frauen können handeln und sich ändern, weil sie mit den männlichen Konflikten ihres Sohnes und seiner Männlichkeit positiv, wenn auch höchst widersprüchlich, identifiziert sind und weil ihre Fähigkeit, Männer zu begehren, sie eben dazu befähigt. Anders als homosexuelle Frauen fürchten sie gerade nicht, auf männliche Welten und Phantasien in ihrem Sohn zu stoßen. Sie ertragen die Andersartigkeit, die das Männliche verkörpert und die ein Teil der ebenso fruchtbaren wie kritischen Spannung zwischen den Geschlechtern ist. Wohlgerichtet, hier geht es um einfühlsames Verstehen, nicht um Reinlichkeitsstandards, Schulaufgabenüberwachung oder ähnliches. Das leisten homosexuelle Frauen auch.

Natürlich leiden auch Töchter unter der homosexuellen Mutter. Denn auch sie dürfen den Wunsch nach dem Vater nicht kennen, sondern sollen die Mutter als autark erleben. Auch sie dürfen über die Art ihrer Entstehung nicht nachdenken, denn das würde die irdische Beschränktheit der narzißförmigen Omnipotenzphantasien ihrer Mütter sichtbar machen. Die Kinder

würden sich den Aggressionen ausliefern, die durch enttäuschte narzißförmige Allmachtsphantasien freigesetzt werden. So sind auch Töchter dazu verdammt, die Männerangst ihrer homosexuellen Mütter nicht anzutasten.

Von Introspektion in das Schicksal der Homosexualität könnte hingegen zeugen, wenn homosexuelle Frauen und Männer akzeptierten, daß der Preis für ihre Homosexualität hoch und leidvoll ist und Kinderlosigkeit zur Folge hat. Ethisches Verhalten hat immer mit Verzicht zu tun. Die meisten Homosexuellen scheinen das auch zu akzeptieren. Zumindest verfolgen sie nicht den Wunsch nach Fortpflanzung. Denn der Gang in die Samenhandlung, sei es wegen der Leihmutterschaft oder einer anderen Variante der Reproduktionsmedizin, hat vor diesem schicksalhaften Hintergrund nicht nur etwas höchst Illusionäres, sondern gegenüber den Kindern etwas sehr Destruktives.

Es ist ein wesentliches und herausragendes Element der Schwulen-, Lesben- und Frauenbewegung in der Vergangenheit gewesen, daß sie sich gegen alle Formen der reproduktiven Manipulation von Frauen weniger als der von Männern gewandt haben. Präimplantationsdiagnose und Geschlechtsbestimmung eingeschlossen. Es scheint heute indes, daß zumindest ein Teil der homosexuellen Frauen und Männer mit dieser Tradition brechen will und daß sich statt dessen eine Tendenz zum Kind in jeder möglichen Variante von Menschenproduktion durchsetzt. Durch anschließende Adoption wollen sie ihrer Fiktion von Ehe möglichst nahe kommen.

Persiflage der elterlichen Geschlechterbilder

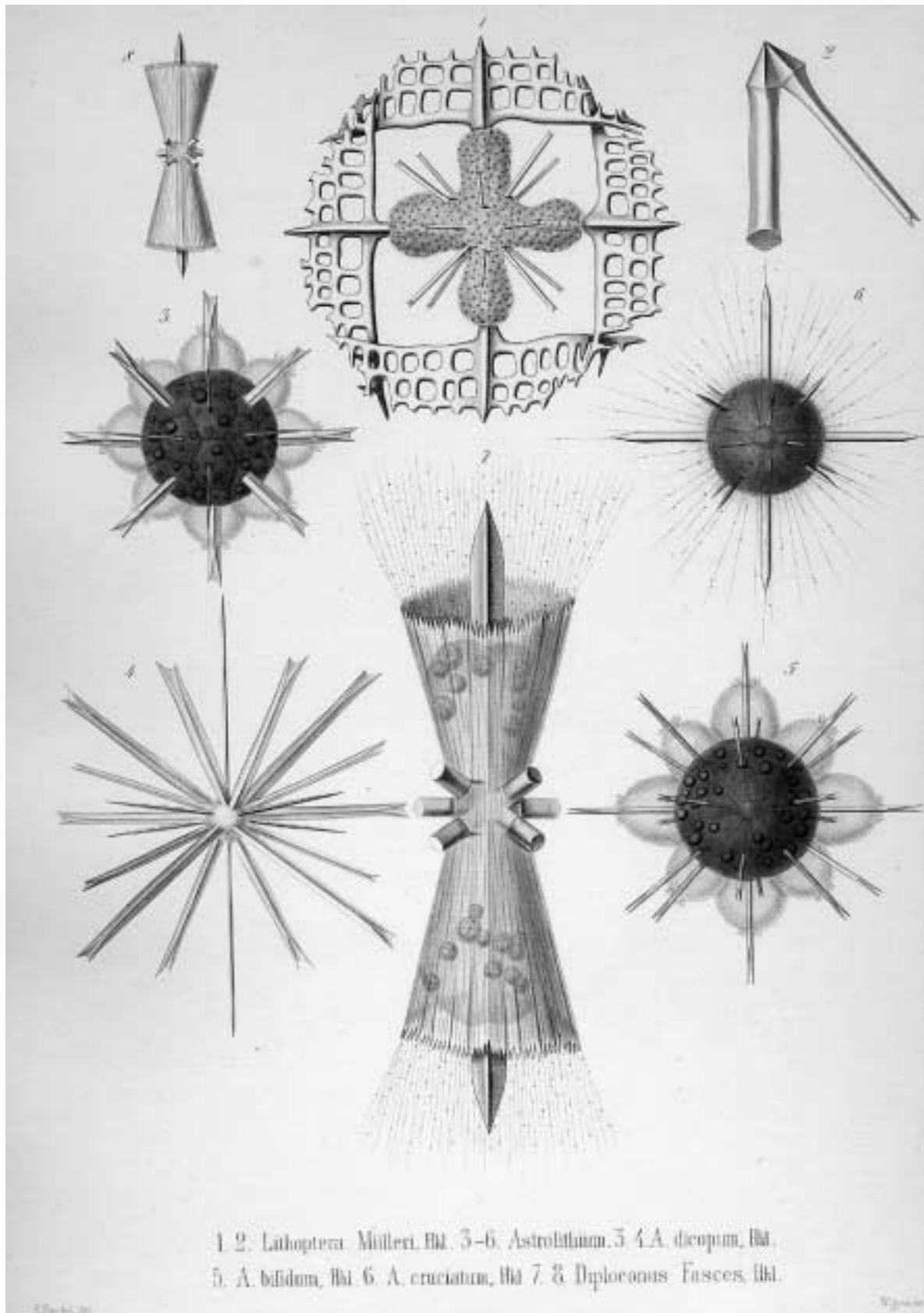
Einiges spricht für die Vermutung, daß homosexuelles Fortpflanzungsbegehren Ausdruck von Verwundungen und Verwirrungen in der eigenen Kindheit ist. Und es spricht einiges dafür, daß die Rache für die Wunden ihren Ausdruck in der aggressiven Persiflage der elterlichen Geschlechterbilder findet. Die Forderung nach homosexueller Fortpflanzung und Elternschaft könnte durchaus eine solche Form der Aggressivität sein. Schließliche wertet sie die Erfahrungen mit den eigenen Eltern zum Beliebigen ab, zu etwas, was einfach jeder kann, was nichts Besonderes ist und vor allem keine Identität verkörpert. Neben der Wut auf die Eltern schlummert hier das Motiv der Rache. Was ist schon Elternschaft? Nichts, was mit dem eigenen Vater und der eigenen Mutter zu tun hätte, nichts, was sich lohnte, übernehmen und bewahren als Tradition weitergegeben zu werden. So mag das mehr oder weniger stark ausgeprägte effeminiertere Gehabe mancher Homosexueller als eigentümlich komisch oder peinlich erscheinen. In ihrem Unbewußten machen sie sich aber über das Weibliche lustig, sie persiflieren es boshaft und aggressiv. So verwandelt sich das Feminine, als das das Frauen Gehörige, in das Effeminiertere. Es verzerrt das Weibliche ins Weibische und fügt dabei Absätzigkeit und Lächerliches hinzu. Das Effeminiertere, die parodistische Verzerrung des Weiblichen, stellt gewissermaßen die Herauslösung des weiblichen Narzißmus aus seinen individuellen wie gesellschaftlichen Fundierungen dar. Das Feminine mutiert in dieser Karikatur zu einfaltloser weiblicher Selbstverliebtheit, die gesellschaftsuntauglich erscheint und als Lebenszweck nur die aufsehererregende Selbstverücklung zu kennen scheint. Dieses Bild ist konservativen Frauenbildern verblüffend ähnlich. An die Stelle der Kritik an der eigenen Mutter tritt die Karikierung aller Frauen; in analoger Weise gilt das auch für die Väter.

Um ein Fazit zu ziehen: Liberales Gewährenlassen gegenüber dem homosexuellen Fortpflanzungsbegehren wie der Adoption erscheint aufs erste großzügig. Aber ein Ausdruck von liberaler Solidarität und Professionalität wäre das Gewähren nur dann, wenn man den homosexuellen Kinderwunsch mit seinen Folgen konfrontierte und zur diskursiven Legitimation aufforderte. Der dann einsetzende Diskurs wäre tatsächlich Ausdruck einer solidarischen Beziehung. Kriterienlose liberale Großmütigkeit dagegen ist genauso beziehungsverweigernd wie eine konservative Verdammung der Homosexuellen.

Doch es geht nicht um abstrakte Duldung, um voraussetzungslose Toleranz oder ein diskriminierungsfreies Leben. Es geht hier darum, ob eine Gesellschaft das Fortpflanzungsbegehren einer Minderheit von Homosexuellen unterstützt oder ob sie sie auffordert, Leid und Verzicht zu akzeptieren, die ihrem Lebensschicksal innewohnen, und auf die Parodie der Papa-Mama-Familie zu verzichten. Es geht – letztlich – um das gattungsethische Selbstverständnis und nicht um eine kurzzeitige Bereitschaft, grundlegende Beziehungsstrukturen der Kultur wie das Verwandtschaftssystem und die Eltern-Kind-Beziehung narzißförmig in Frage stellen zu lassen.

Eben weil die kinderbegehrenden Homosexuellen die Welt nach ihren Wünschen technisch modellieren wollen, ja weil sie Schöpfer spielen wollen, statt am Diskurs über das gattungsethische Selbstverständnis teilzunehmen, muß die Gesellschaft diesen Ethikdiskurs führen. Es muß einen daraus entspringenden normativen Imperativ geben, der homosexuelle Fortpflanzung aus Interesse am Wohl der Kinder und der Kultur ablehnt und die technische Phantasia homosexueller Fortpflanzung als aggressive Parodie kritisiert und diskursiv bündigt.

* Der Verfasser ist emeritierter Professor und Direktor des Instituts für Geschlechter- und Generationenforschung (IGG) an der Universität Bremen.
Ernst Haeckel, *Die Radiolarien*. 1862



1. 2. Lathofera Müller, Bd. 3-6. Astrolithum, 3. 4. A. droopum, Bd. 5. A. bifidum, Bd. 6. A. cruciatum, Bd. 7. 8. Diplococcus Fuscus, Bd.

zung und daraus resultierende Elternschaftshybride für moralisch legitimierbar halten, ist etwas gänzlich anderes als die Einverleibung und Ausscheidung eines Big Mac oder irgendwelche Formen subkultureller Freizeitgestaltung. Es wird dabei nämlich eine Festlegung mit lebenslangen intergenerationellen Auswirkungen getroffen, die von den Kindern der Folgegenerationen zu tragen sind und nicht von denen, die die Entscheidung treffen, sie vermeiden oder dulden hinnehmen.

Lifestyle-Freiheit kann mancherlei heißen; schwierig aber heißt es, daß jede aus sexueller Neigung abgeleitete Elternschaftsphantasie zu akzeptieren ist. So wird zum Beispiel niemand auf den Gedanken kommen, im Namen von Lifestyle-Freiheiten anderen strafbare und schädliche Übergriffe nachzusehen, nur weil sie neurotischen Neigungen nachgehen möchten. Niemand zeigt Nachsicht gegenüber dem Vater, der seine Tochter in die Geheimnisse des Sexuallebens einführt, weil er ihr schlechte Erfahrungen mit anderen Männern ersparen will. Auch räumt niemand Pädophilen den Zugriff auf Kinder ein, weil sie ihre Sexualpathologie der elterlichen Aufklärung pädagogisch für überlegen halten. Schwulenorganisationen haben sich deshalb von den Pädophilie-Forscher Rüdiger Lautmann distanzieren, als er Pädophilie anstelle von Eltern für die Sexualerziehung empfahl. Nicht weniger problematisch ist die politische Strategie von Volker Beck (MdB Bündnis 90/Die Grünen), der in einer Veröffentlichung aus dem Jahr 1988 die Liberalisierung der Homosexualität als einen ersten Schritt zur Durchsetzung von pädophilen Wünschen nach einer Senkung des Kindesschutzalters betrachtete. Und ebenso wenig wird Müttern nachgesehen, daß sie aus partnerschaftlicher Enttäuschung bei ihren Söhnen um den Preis einer sexualisierten Beziehung Trost suchen.

Wer sich dem Diskurs über das Kindeswohl entzieht, läuft Gefahr, sich vom ethischen Diskurs über die Generationenbeziehungen insgesamt auszuschließen. Wer es trotzdem tut, hat auch die Folgen seiner Verweigerung zu gewärtigen. Nur läßt sich daraus nicht ableiten, daß derjenige, der seinen Willen nicht bekommt, wegen seines Geschlechts diskriminiert wird und ihm oder ihr Unrecht geschieht. Auch für homosexuelle Männer und Frauen gibt es kein natürliches Recht auf ein Kind, auf Adoption, Insemination oder Leihmutterschaft.

Dem Hinweis auf das Kindeswohl läßt sich auch nicht mit dem naiven Bekennt-

als 20 Jahre Diskussion über sexuellen Mißbrauch das allgemeine Bewußtsein dafür geschärft, daß es nur allzuoft Sprachverwirrungen zwischen Kindern und Erwachsenen in Fragen der sexuellen Grenzen gibt, die die kindliche Entwicklung zur Autonomie und Glücksfähigkeit einschränken.

Wie verwirrt und begrenzt das Einfühlungsvermögen von jenen Homosexuellen ist, die gleichgeschlechtliche Fortpflanzung anstreben, zeigt sich an ihrer Unfähigkeit, die Verwirrungen vorzusehen, die sie Kindern zumuten, wenn sie zum Beispiel den weiblichen Vater als Momdad und eine männliche Mutter als Dadmom beschreiben und die Identifizierung gleichgeschlechtlicher Eltern mit Doppelväter- und Doppelmütterschaft vorführen. Besonders aber zeigt sich ihre Verwirrung darin, daß diejenigen homosexuellen Männer und Frauen, die sich mit ihrer schicksalhaften Kinderlosigkeit nicht abfinden wollen, im Prinzip für alle Ersatzzeugungen offen sind. Das schließt alle Reproduktionstechniken, die Eugenik und die Leihmutterschaft ein. Damit verweigern sie den so entstandenen Kindern die Freiheit, sich als ungeteilte Autoren des eigenen Lebens zu verstehen.

Angstbesetzte Ablehnung des Männlichen

Um einen der Aspekte im ethischen Diskurs über homosexuelle Fortpflanzung zu veranschaulichen, sei grob skizziert, was eine homosexuelle Frau, die durch Besamung schwanger wird, von einer Frau unterscheidet, die von einem Mann schwanger wird.

Der folgenreichste Unterschied besteht darin, daß die heterosexuelle Frau schwanger wird, weil sie mit einem Mann Geschlechtsverkehr hatte. Sie ist fähig, Männer zu begehren und sich ambivalenzfähig auf sie zu beziehen. Daß die psychische Genaußigkeit sich mitunter nur in guten Zeiten einstellt, ist Ausdruck der konflikthafte Kultur zwischen den Geschlechtern. Es stellt die innere Grundlage zu meist nicht in Frage.

Die homosexuelle Frau hingegen wurde schwanger, weil sie besamt wurde. Dem ging voraus, daß sie einem zumeist anonymen Mann das Sperma weggenommen hat, weil sie es sich nicht schenken lassen konnte. Der Anlaß zu dieser Zelltransplantation kommt nicht von außen, sondern spiegelt einen inneren Konflikt, dessen vielfältige Schicksalsaspekte hier hinter die vordringli-